

Vorwort

„Wortfeldetymologie“ ist ein methodischer Ansatz, den es so bislang nicht gab und der sich im Verlauf eines langfristigen Forschungsprojekts daher auch noch dynamisch weiterentwickelt. Dabei führt Wortfeldetymologie mehrere Fragenkomplexe und unterschiedliche Zugriffsweisen zusammen: die traditionelle Etymologie, die wortfeldbasierte Semantikforschung und die Sprachwandeltheorie. Nach Abschluss des dritten Bereichs von insgesamt sieben zu untersuchenden Teilwortfeldern ist es Zeit für eine Zwischenbilanz.

„Etymologie“ ist im Deutschen traditionell ein etwas mehrdeutiger Begriff, weil er ebenso für die Rekonstruktion der Vorgeschichte eines Wortes verwendet wird wie für die Analyse der vielfachen Veränderungen, die ein Lemma im Laufe der bezeugten Sprachgeschichte mitmacht. Aber grundsätzlich ist die Indogermanistik geneigt, zwischen diesen beiden Arbeitsbereichen keinen kategoriellen Unterschied zu machen: Zwar sind die Untersuchungsmethoden aus ganz praktischen Gründen jeweils unterschiedlich, doch ändern sich zwischen Rekonstruktion und Wortgeschichte weder das Erkenntnisinteresse des Forschers noch der konzeptuelle Zugriff auf das Material. Vielmehr beschränkt sich der Unterschied letztlich auf die schlichte Tatsache, dass ein Teil des sprachhistorisch zu untersuchenden Materials verschriftlicht ist und der andere Teil nicht. Das ändert aber natürlich nichts an der Kontinuität der Sprachentwicklung zwischen dem Urindogermanischen und der deutschen Gegenwartssprache, sondern erfordert lediglich einen „handwerklich“ anderen Umgang mit dem Material.

Nun ist die indogermanistische Etymologie eine Wissenschaftsdisziplin mit einer beachtlichen Forschungsgeschichte, in der die Untersuchungsschwerpunkte natürlicherweise immer wieder einmal unterschiedlich akzentuiert wurden. Nach einer langen Phase des corpusbasierten Sichtens und Sammelns von übereinzelsprachlich vergleichbarem Sprachmaterial war spätestens am Ende der 1970er Jahre ein Punkt erreicht, an dem die rein lautliche Seite einer Rekonstruktion mit einem ausreichend großen Inventar an Lautgesetzen, also Lautwandelalgorithmen, zu einem großen Teil quasi algebraisch durchgeführt werden konnte. Der – deutlich kleinere – Teil von Sprachmaterial, der sich der lautgesetzlichen Deutung entzog, durfte mit guter Plausibilität mit Analogiewirkung und mit durch Sprachkontakt oder ähnliche Sekundärphänomene verursachten Störungen des Befundes erklärt werden. Es war naheliegend, dass sich daraufhin der Forschungsschwerpunkt zunächst einmal auf die Morphologieforschung verschob, weil sich alsbald zeigte, dass zumindest ein Teil der erwähnten Sekundärphänomene mitnichten von Außenfaktoren, sondern von intraparadigmatischen Einflüssen ausgelöst war; mit dem Begriff der „Ablautentgleisung“ beispielsweise hat die Forschung gelernt, vorsichtig umzugehen.

Was nun noch für eine wirklich umfassende diachrone Wortanalyse fehlte, war die Semantik. Aber dies war und ist bis heute ein Schwachpunkt bei der etymologischen

Untersuchung. Bedeutungsentwicklungen sind vielfältig und entziehen sich einem regelbasierten Zugriff, wie ihn die Lautgesetze für die formalen Wortveränderungen bieten. Möglich sind natürlich Klassifikationen, und es ist auch gar keine Frage, dass Klassifikationssysteme des Bedeutungswandels nützlich und hilfreich sind, weil sie eine frequenzbasierte Überprüfung von postulierten semantischen Entwicklungen bieten. Aber damit ist eine semantische Deutung freilich nur als *trivial*, *frequent*, *möglich* oder *eher ungewöhnlich* bestimmt, nicht aber als *falsch* oder *richtig*. Das wiederum liegt einerseits offensichtlich in der Natur der Sache, weil größtmögliche Bedeutungsexaktheit im Regelfall der Normalsprache gar nicht die zentrale Intention des Sprechers ist, der vielmehr mit einem gewissen Maß an semantischer Vagheit nicht nur gut zurecht kommt, sondern mit der flexiblen Handhabung des begrenzten Materials auch die erwünschte Ökonomie seiner sprachlichen Mittel gewährleistet. Andererseits widerspricht dieser Aspekt der systemimmanenten Unschärfe offensichtlich einem forschungsgeschichtlichen Trend (man muss es nicht unbedingt eine „Mode“ nennen) zur größtmöglichen und am liebsten sogar algebraischen Exaktheit bei der Sprachanalyse. In der Folge geraten empirie- und einzelfallorientierte Forscher auf der einen Seite in die Gefahr, das Problem der semantischen Plausibilität zu unterschätzen und sich mit intuitiv mehr oder weniger nachvollziehbaren, aber letztlich *ad hoc* postulierten Bedeutungswandeln zu begnügen, während auf der anderen Seite bei eher theorieorientierten Forschern die notwendige Abstraktion unter Umständen zu Vereinfachungen führen kann, die die Realität dann doch nicht adäquat abbilden. Es ist immer relativ einfach, für eine Sprachwandeltheorie geeignete Beispiele zu finden, aber es ist relativ schwer, mit einem einzigen methodischen Ansatz alle Einzelfälle aus einem größeren Materialbestand vollständig zu analysieren.

Was also tun? Der Lösungsansatz des Projekts „Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext“ setzt beim Zugriff auf das Material auf methodischen Pluralismus, der durch zentrale, übergeordnete Leitfragen gesteuert und zusammengeführt wird. Dabei kommt dem von Ipsen und Trier in den 1920er Jahren entwickelten und von Weisgerber und anderen weiterentwickelten, später aber etwas in Vergessenheit geratenen Wortfeldbegriff eine zentrale Bedeutung zu. Denn die von der Wissenschaft zu stellende Frage, wie und warum ein Wort im Lauf der Sprachgeschichte seine Bedeutung verändert, warum es verdrängt wird oder warum es, ganz im Gegenteil, sogar noch in Nachbarsprachen entlehnt oder produktiv remotiviert wird, kann niemals einzelwortbasiert beantwortet werden. Dass das sprachliche Lexikon keine Liste ist, sondern ein komplexes Netzwerk darstellt, ist allgemein bekannt, die Folgerungen daraus für die Sprachwandelforschung bleiben aber erst noch mit letzter Konsequenz zu ziehen: Man hat damit zu rechnen, dass in einem konnektionistischen Netzwerk von Wörtern viele Veränderungen gar nicht primär, sondern gewissermaßen „Kollateralschäden“ von Entwicklungen sind, die ursprünglich an ganz anderer Stelle ausgelöst wurden. Wenn nun aber im Netzwerk des Lexikons tatsächlich alles mit allem zusammenhinge, müsste es ausgeschlossen sein, dass sich im permanenten Sprachwandel überhaupt irgendwelche systematischen Strukturen erschließen

lassen – die Möglichkeiten der Beeinflussung wären dann viel zu groß. Das ist jedoch bekanntlich nicht der Fall, so dass sich das Wortfeldmodell als konzeptuelle Vermittlungsinstanz anbietet, nämlich als derjenige Teilbereich eines Lexikons, der aufgrund einer intensiven Binnenvernetzung eine Verdichtung aufweist, die mit erhöhten gegenseitigen Beeinflussungsmöglichkeiten einhergeht. Dieses Modell erklärt auch die bekannte Tatsache, dass die Ränder der sogenannten Wortfelder – die Metapher ist etwas unglücklich, aber wissenschaftsgeschichtlich zu gut eingeführt für eine Umbenennung – notorisch unscharf sind: Es handelt sich um semantisch vernetzte Konglomerate, deren Einzelelemente durchaus Synapsen in mehrere Richtungen entwickeln können, die aber dennoch zu Verdichtungen tendieren. Man hat demnach zwar keine scharfen Ränder, wohl aber deutlich erkennbare „Kerne“. Wollte man ein solches Wortfeld visualisieren, so müsste man zu einer animierten Darstellung greifen, bei der sich, ähnlich wie bei der Visualisierung von Hirnsynapsen, bei der Aktualisierung bestimmter Inhalte auch bestimmte Areale beleben.

Wortfelder sind binnenstrukturiert in über-, unter- und gleichgeordnete Begriffe. Auch diese sind aber offensichtlich nur Aktualisierungen, die zudem diachron instabil sind. So gibt es Strukturen, bei denen Einzelwörter oder kleinere Wortgruppen innerhalb eines Wortfelds mehreren Hyponymen zugeordnet werden können – und diachron betrachtet sind Auf- oder Abstieg von Hypo- und Hyperonymen, Aufstieg von Kohyponymen zu Hyperonymen oder umgekehrt Abstieg von Hyperonymen zu Kohyponymen frequente Vorgänge bei der wortfeldbezogenen Sprachentwicklung. Welche Faktoren aber im Einzelfall zu derlei Verschiebungen führen, bedarf noch der Untersuchung. Ein Untersuchungsziel im Projekt „Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext“ ist es daher auch, auf der Basis eines großen, detailliert untersuchten Corpus darüber genauere Aussagen machen zu können, die über die bloße Beschreibung und Klassifizierung von Verschiebungsvorgängen hinausgehen. Vielmehr sollen nach Möglichkeit Kausalzusammenhänge aufgespürt werden, die zur Umstrukturierung von Wortfeldern führen.

Es gibt kein vorstrukturiertes Raster zur Definition eines bestimmten Wortfelds, obwohl die bekannten Dornseiff'schen Sachgruppen natürlich immer einen ersten Anhalt bieten. Im Rahmen einer Wortfeldsemantik muss aber die Zusammengehörigkeit von Wörtern stets zunächst auf der Basis einer Merkmalsanalyse ermittelt werden. Die Wörter eines Wortfelds zeigen signifikante Übereinstimmungen der Merkmalsstruktur bei Varianz im Detail, sind strukturell einem Überbegriff zugeordnet und gruppieren sich um einen semantischen Kernbereich von Wörtern, die die Merkmale eines Wortfelds mit besonderer Klarheit repräsentieren – hier berührt sich die Wortfeldtheorie mit der Prototypensemantik, die ja ebenfalls mit jeweils „besten Vertretern“ eines bestimmten Begriffsbereichs rechnet. Aber ebenso wie bei der Prototypentheorie wird man auch bei der Wortfeldsemantik besser mit prototypischen Ensembles als mit Einzelwörtern operieren, weil eine Festlegung auf ein Einzelwort an der sprachlichen Realität vorbeinge: Der Sprecher assoziiert in der Regel mehre-

re Begriffe mit einem semantischen Bereich, nicht nur ein einziges „Kernwort“, das ja nur eine sekundäre Abstraktion sein könnte.

Im Projekt „Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext“ sind bislang drei semantische Bereiche untersucht worden: „Der Mensch und sein Körper“, „Der Mensch im Alltag“ und „Mensch und Mitmensch“. Dabei haben sich schon signifikante Unterschiede bei den Binnenstrukturen von Wortfeldern gezeigt: Ließ sich das Vokabular der Körper- und Körperteilbezeichnungen noch im Wesentlichen hierarchisch auf der Basis von Teil-Ganzes-Relationen beschreiben, so war das bei den Wörtern für die Alltagsgegenstände nur in begrenztem Umfang und nur in Teilbereichen dieses Wortfelds möglich; auch die Zahl der Wörter mit Mehrfachhyperonymen war deutlich höher. Dass dies kein Zufall war, zeigt schon die Tatsache, dass der diachrone Befund bei allen Unterschieden im Detail durchaus in allen zeitlichen Schichten übereinstimmte: Auch im Althochdeutschen lassen sich, um ein Beispiel zu nennen, die Wörter des Teilwortfelds „Haus“ im Großen und Ganzen auf der Basis von Teil-Ganzes-Relationen beschreiben, die Wörter der Teilwortfelder „Lebensmittel“, „Kleidung“ oder „Möbel“ aber nicht. Offensichtlich hat sich für „Haus“ einmal eine holistische Konzeption festgesetzt, die dann nur noch in meronymischen Aufspaltungen zerlegt werden kann, während „Möbel“, „Kleidung“ oder „Lebensmittel“ sekundäre Abstraktionen und Zusammenfassungen von Einzelobjekten, keine Basis-konzepte sind.

Im vorliegenden Band zum dritten semantischen Bereich, „Mensch und Mitmensch“, werden Teilwortfelder behandelt, deren Binnenstruktur vollends flach ist: Unter einem Hyperonym „Verwandtschaft“ findet sich eine große Fülle von Einzelwörtern, die ohne eine weitere taxonomische Binnengliederung auf der gleichen Ebene erscheinen, und die Wörter aus dem Teilwortfeld „Recht“ lassen sich zwar als Personenbezeichnungen, Wörter für Rechtsinstitutionen oder Abstrakta klassifizieren, lexikalisch besetzte taxonomische Zwischenknoten gibt es in der Alltagssprache dafür aber nicht. Entsprechendes gilt für den Teilbereich „Gesellschaft“, bei dem es ebenfalls semantische Gruppen für die Begrifflichkeit der kommunalen, berufsständischen oder politischen Gemeinschaften gibt, aber keine Zwischenknoten. Das ist natürlich kein ganz unerwarteter Befund, die Frage ist aber, welche Schlüsse man daraus eigentlich zu ziehen hat. Der Sprecher ist ganz offensichtlich in der Lage, sich seine Realität taxonomisch zu strukturieren und dies auch zu versprachlichen. Es gibt aber ersichtlich auch semantische Bereiche, in denen dieses Verfahren nicht gewählt wird, und womöglich ist das sogar der „normalere“ Fall. Demnach reichen assoziativ verknüpfte Wortgruppen mit teilidentischen Merkmalsstrukturen normalerweise als Binnenstruktur aus, was bedeutet, dass für eine taxonomische Struktur mit hierarchischer Gliederung Sonderbedingungen vorliegen müssten. Dies ist ein Aspekt, der im weiteren Verlauf unserer Forschungsarbeit noch an anderen Wortfeldern genauer überprüft werden muss; wahrscheinlich lassen sich nämlich die diachronen Verschiebungen innerhalb der taxonomischen Ebene – das Aufrücken von Hyponymen zu Hyperony-

men und dergleichen – zumindest *auch* aus der relativ geringen Bedeutung der Taxonomien erklären.

Besonders aufschlussreich war das Wortfeld „Mensch und Mitmensch“ im Hinblick auf das Problem der synchronen Durchsichtigkeit. Dieser Aspekt erhält nämlich bei einer wortfeldbezogenen Betrachtung ein stärkeres Gewicht als bei einer rein wortbezogenen Analyse. An sich könnte man ja erwarten, dass ein gewisser Neuerungs- oder Remotivierungsdruck entstehen könnte, wenn ein Wort in einer bestimmten Zeitstufe semantisch undurchsichtig wird. Das ist aber keineswegs der Fall, vielmehr ist die Toleranz der Sprechergemeinschaft gegenüber semantisch undurchsichtigen Wörtern ausgesprochen groß. Beispielhaft lässt sich das an den Bezeichnungen für die Mitglieder der Kernfamilie zeigen, die schon mindestens seit dem Spätindogermanischen semantisch demotiviert sind und dennoch nicht geneuert werden, und zwar nicht nur im Deutschen nicht, sondern auch in kaum einer anderen europäischen Sprache. Denn diese Wörter beziehen ihr semantisches Merkmalsprofil nicht aus der Etymologie und ihrem ursprünglichen Benennungsmotiv, sondern aus ihrer Position innerhalb eines Wortfelds und aus den Bezugsrelationen zu den anderen Wörtern des Wortfelds – und solange sich an dieser Struktur nichts ändert, gibt es auch keinen Motivierungsbedarf. Man könnte geradezu den Eindruck gewinnen, dass Motiviertheit letztlich nur beim Benennungsakt, also bei der Wortschöpfung eine wirklich wichtige Rolle spielt, danach aber rasch zu einem Randphänomen wird. Andererseits gibt es aber bekanntlich das Phänomen der „Volksetymologie“, also der paretymologischen Remotivierung von synchron undurchsichtigen Wörtern. Es lässt sich füglich annehmen, dass die Anfälligkeit von Wörtern für die Umdeutung auch mit ihrer relationalen Einbindung in ein Wortfeld zusammenhängt – abgesehen von äußeren Faktoren wie etwa einer komplizierten Lautstruktur. Aber es scheint zumindest auch eine Rolle zu spielen, ob ein Wort durch Komplementär- und Gegenbegriffe fest in ein Teilfeld eingebunden oder eher lose an eine semantisch zusammenhängende Wortgruppe assoziiert ist.

In diesem Zusammenhang kann man sich fragen, ob auch die Offenheit der Wortfelder gegenüber Lehneinflüssen mit der Binnenstruktur der Felder zusammenhängt oder ob sie davon unabhängig ist. Bislang ist der Befund in dieser Hinsicht nicht eindeutig: In den eher schwach binnennetzten Teilwortfeldern „Gesellschaft“ und „Recht“ ist die Entlehnungsbereitschaft relativ hoch, bei den Verwandtschaftstermini lässt sich ein deutlicher Unterschied zwischen dem lehnwortfeindlichen Bereich der Kernfamilienstermini und den lehnwortfreundlichen Bezeichnungen für die Verwandten 2. Grades konstatieren. Da letztere semantisch weniger scharf konturiert sind – man denke an mehrdeutige Termini wie *Base* „Tante; Kusine“ oder an vage Bezeichnungen wie *Schwippschwager* „angeheirateter Verwandter mit unklarem Verwandtschaftsgrad“ – wäre ein solcher Zusammenhang immerhin denkbar. Es ist ein Szenario vorstellbar, in dem ein nur lose binnennetztes Wortfeld aufgrund äußerer Faktoren unter Präzisionsdruck gerät und dafür dann zu Lehnwörtern greift, sofern sie im peripheren Lexikonbestand schon vorhanden sind, und Neologismen bildet, wenn das nicht der Fall ist.

Parallel zur Drucklegung des vorliegenden dritten Bandes zum Projekt „Deutsche Wortfeldetymologie in europäischem Kontext“ hat die Arbeit zum vierten semantischen Bereich, „Religion und Ethik“ begonnen. Es steht zu erwarten, dass sich einige der hier skizzierten Leitfragen durch die Untersuchung des neuen Wortfelds präziser werden analysieren lassen. Andere Fragen werden neu entstehen. Aber es ist eine bekannte Tatsache, dass in der Wissenschaft die neuen Fragen mitunter genauso wichtig sind wie die neuen Antworten.

Wir danken der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig für die Möglichkeit, ein so innovatives Langzeitprojekt durchführen zu können. In der heutigen Zeit ist das durchaus keine Selbstverständlichkeit. Die projektbegleitende Kommission (Prof. Dr. Jost Gippert/Frankfurt, Prof. Dr. Oswald Panagl/Salzburg, Prof. Dr. Hans Ulrich Schmid/Leipzig, Prof. Dr. Hans-Joachim Solms/Leipzig, Prof. Dr. Michaela Zinko/Graz) unter Vorsitz von Prof. Dr. Jens-Dieter Haustein/Jena stand und steht uns bei Problemen mit Rat und Tat zur Seite.

Frau Daniela Prutscher, M.A., danken wir ganz herzlich für Korrektur und Layout dieses Druckbandes.

Und schließen danken wir Frau Ursula Reichert für die Publikationsmöglichkeit im Dr. Ludwig Reichert Verlag Wiesbaden.

Jena, im März 2015

Rosemarie Lühr, Susanne Zeilfelder

